

Insel der Witwen

Einst waren die Barsche im **Victoriasee** im Osten Afrikas Versorgungs- und Einkommensquelle Tausender Menschen.

Als die Fische vom Aussterben bedroht waren, erließ die Regierung strenge Gesetze. Viele Familien stürzten ins Elend.

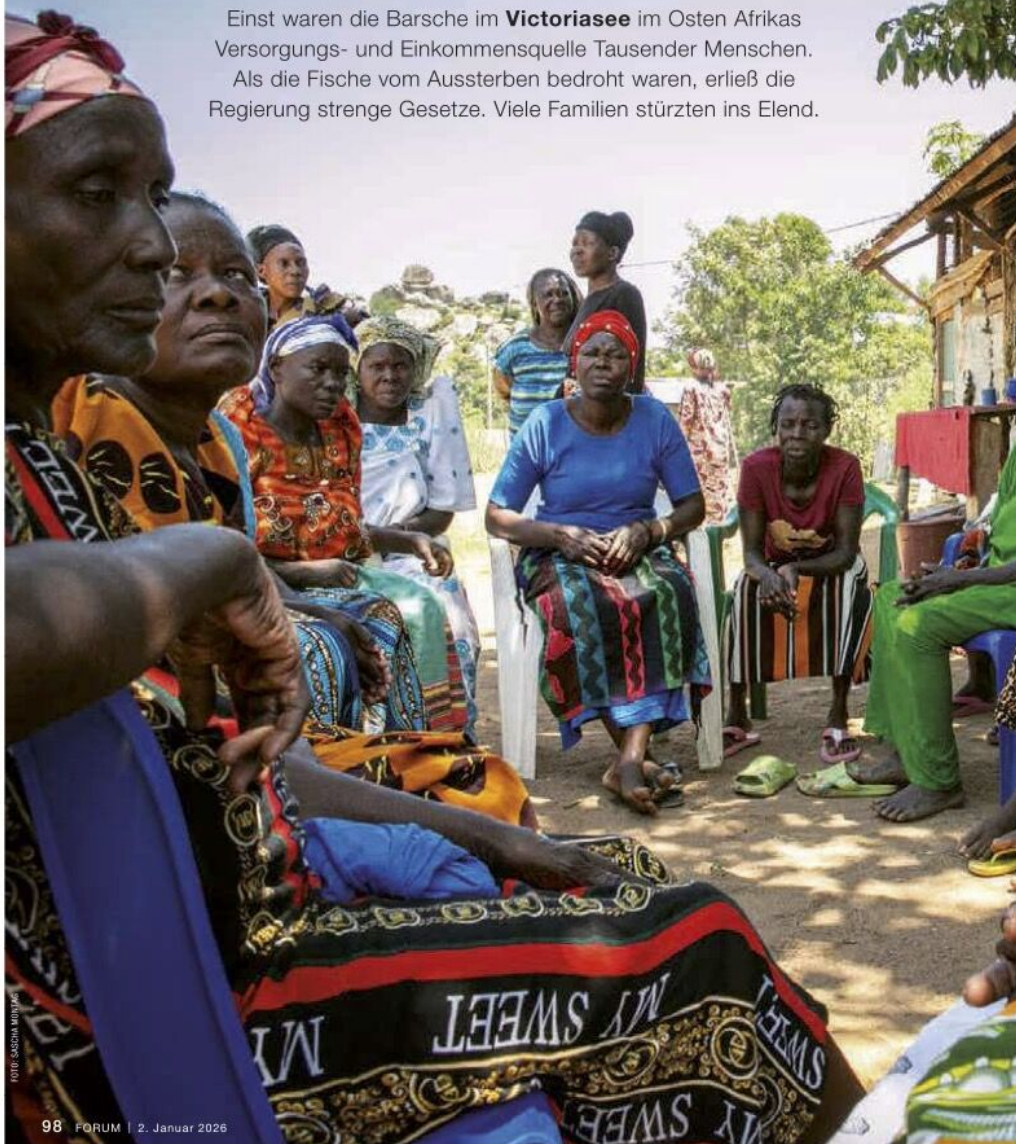


FOTO: SASHA MUNYAG



Fast schüchtern wirkt Rosie Naigaga auf dem schmutzig-weißen Schemel. Auf ihren Knien wackelt eine dunkelblaue Plastikschaale voller Reis. Geduldig sortiert sie die Körner, gebeugter Rücken, starrer Blick. Nur Körner sind für sie übriggeblieben – statt großer Victoriabarsche wie zu den Zeiten, als ihr Mann noch lebte.

„Nein“, sagt sie, einen Fischer erschossen habe die Armee schon länger nicht mehr. Das passierte vor allem zu Beginn des Fangverbots im Jahr 2017. Damals begannen die Patrouillenboote mit den PS-starken Heckmotoren und der großen, schwarzen Aufschrift „Ambulance“ vor ihrer Insel Lolwe auf dem Victoriasee, die Fischer zu kontrollieren. „Wie groß sind die Netze? Wie lang die Boote? Fangen sie Victoriabarsche?“ Wer vor den Kontrollen fliehen wollte, lief Gefahr, von den Kugeln der Armeegewehre erwischt zu werden. Oder sprang in Panik über Bord und ertrank.

Wen die Armee heute mit falschen Netzen oder zu vielen Barschen erwischt, sagt Naigaga, der komme ins Gefängnis. Dort drohen Schläge mit Gewehrkolben oder Metallstangen, und die Männer stünden vor der Wahl, durch Bestechung schnell wieder freizukommen oder für einige Zeit zu verschwinden. Dennoch sterben die Fischer von Lolwe weiterhin. Lolwe galt früher als die Insel der Fischer. Heute ist sie die Insel der Witwen.

Der Victoriasee im Osten Afrikas ist die Lebensquelle einer gesamten Region. Der zweitgrößte Süßwassersee der Welt, mit einer Fläche so groß wie Bayern, versorgt über 30 Millionen Menschen an den Ufern der Anrainerstaaten Tansania, Kenia und Uganda. Der See schafft aber auch Arbeit in den Großstädten Mwanza, Kisumu oder Entebbe, versorgt zahllose Dörfer und Felder an seinen Ufern mit Wasser und natürlich mit Fisch. Zumindest tat er das früher.

Uganda exportiert heute jährlich über 18.000 Tonnen Victoriabarsch nach Europa. Der Verkauf seines Filets nach Deutschland oder Spanien und seiner Schwimmblasen nach Asien ist zu einem großen Geschäft geworden. Fischfabriken, meist mit chinesischen und indischen Eigentümern, fischen um den Barsch. Die Bestände des Victoriabarschs sind deshalb bedrohlich

geschrumpft, strenge Auflagen sollen die Jungfische und damit das Geschäft schützen. Früher füllten Barsch und Tilapia die Bäuche und Geldbeutel der Anwohner. Heute kontrolliert die Armee auf Lolwe sogar deren Teller.

Auch Naigaga gab der Victoriasee einst ein Leben. Aus den drei Schulräumen hinter ihr schallen die Stimmen der Kinder hinaus in die Hitze, offene Holzbauten, gehalten von rostigen Nägeln und klapprigen Balken, an denen Fledermäuse schlafen. Naigagas jüngste Kinder lernen hier, die drei anderen hat sie zu ihrer Mutter auf das Festland geschickt, weil es auf Lolwe keine weiterführenden Schulen gibt. Alle könnte sie auch nicht mehr ernähren.

„Unser Leben war gut“, sagt Naigaga. „Wir hatten alles, was wir brauchten.“ Sie meint früher, vor dem Fangverbot. Als ihr Ehemann Richard jeden Tag, außer sonntags, für einen der Großbesitzer von Booten auf den See fuhr, seinen festen Anteil vom Fang ausgezahlt bekam und einige Victoriabarsche mit nach Hause brachte. Naigaga verkaufte sie anschließend

„Mit fünf Kindern wird es schwer“

und kehrte mit Tomaten, Salat oder Kleidern zurück in ihr Dorf. Heute ist Naigaga 34 Jahre alt, Wit-

we, allein mit den beiden Jüngsten. Fast täglich hilft sie nun bei der Zubereitung des Schüllessens. Wenn sie die Köchin unterstützt, kommt ihr der Direktor bei dem Schulgeld entgegen. Anders könnte sie die umgerechnet 54 Euro jährlich nicht mehr bezahlen. Natürlich könnte sie zurück auf das Festland. „Als Single mag dich jeder. Aber mit fünf Kindern wird es schwer.“ Der Todestag ihres Ehemanns liegt schwer in ihrem Gedächtnis, selbst die Uhrzeit weiß sie noch. 22. April 2022, 16 Uhr. „Es war ein Unglück. Gottes Entscheidung“, sagt Naigaga. Das wohl gefährlichste Gewässer der Welt, gemessen an der Zahl der Todesopfer pro Quadratkilometer, nennt das National Lake Rescue Institute in Uganda den Victoriasee. Besonders gegen Abend, wenn die Temperaturen an Land abkühlen, aber das Wasser warm bleibt, entstehen wie aus dem Nichts heftige Stürme, die Boote kentern lassen. Allein in Naigagas Dorf, so schätzt sie, seien von den eintausend Familien die Hälfte der Ehefrauen mittlerweile verwitwet. Ob in Gorofa, Kandege oder Kabalira – überall fehlen Ehemänner, Väter, Ernährer.

Die Insel ist erst seit gut 30 Jahren aus ihrem Dämmer Schlaf erwacht. Nachdem Tse-Tse-Fliegen Anfang des 19. Jahrhunderts mit der Schlafkrankheit fast alle Bewohner von Lolwe ausgerottet hatten, waren es vor allem ruandische Flüchtlinge, die Mitte der 1990er-Jahre auf der kleinen Insel Schutz fanden. Die Bevölkerung stieg wieder an, man baute Hütten aus Lehm oder Holz. Heute gibt es einen Fähranleger, drei Pensionen und das kleine Gesundheitszentrum von Daniel Ocan. Seit zehn Jahren arbeitet Ocan auf der Insel, mittlerweile als offizieller Inselarzt, und stellt die medizinische Grundversorgung von Lolwe sicher. Die Bewohner kommen zu ihm, die Schwangeren, die Kranken – und die Leichen. 16.800 Bewohner, 750 Kinder unter fünf Jahren, 3.400 Frauen im gebärfähigen Alter, HIV-Rate knapp fünf Prozent, so sein Kommentar zur Demographie der Insel. „Das soziale Gefüge bricht immer mehr zusammen“, sagt er. Armut, Gewalt, auch Aids und Teenager-Schwangerschaften nehmen wieder zu. Ocan weiß von immer mehr Männern, die als Fischer auf Lolwe ihre Familien nicht mehr ernähren können, und auch von Suiziden, weil sie die Raten der Geldverleiher nicht stemmen können. Ehefrauen suchen allein auf anderen Inseln ihr Glück, Kinder, gerade einmal zwölf, 13 Jahre alt, können aus Geldmangel nicht mehr zur Schule gehen. „Die Töchter fangen an, in den Bars zu arbeiten – erst am Tresen, später meist in der Prostitution“, sagt er. Fast



Rosie Naigaga in ihrem Zuhause mit ihren Kindern

niemand habe hier richtig schwimmen gelernt. In den Uferböschungen lauern Krokodile und Nilpferde, Schwimmwesten kann sich hier niemand leisten. Wer bei Wellengang in den See falle, sei

Zahl ertrunkener Fischer stieg an

meist verloren. Ocan erinnert sich noch genau, wann die Zahl der ertrunkenen Fischer auf Lolwe anstieg: 2017. Drei Monate Frist, sagt Ocan. Dann sei das Fischen im Victoriasee praktisch verbo-

ten gewesen, überwacht von Spezialeinheiten der Armee. „Auf anderen Inseln um Lolwe gibt es fruchtbare Böden, Obst und Gemüse. Auf Lolwe kaum. Zu steinig, zu sandig – bei Weitem nicht ausreichend Grund und Boden, damit genug Bewohner vom Anbau und Verkauf leben können. Lolwes Acker ist der See“, sagt Ocan.

Doch das Fangverbot war notwendig für die Fische. Die Bestände von Tilapia, Sardinen und Barch waren Anfang 2017 am Ende. Der See war praktisch leergefischt. Die britischen Kolonialherren hatten den Nilbarsch in den 1960er-Jahren im See ausgesetzt, gerade einmal 35



Die Shadrob Junior School in Gorofa, die einzige Schule der Insel, die den Kindern eine warme Mahlzeit bietet



Exemplare waren es. Ohne natürliche Feinde vermehrte sich der Fisch nahezu ungebrems. Viele andere einheimische Fischarten starben aus, und das ökologische Gleichgewicht des Sees geriet ins Wanken. Eine Geschichte, die der Dokumentarfilm „Darwins Alptraum“ weltweit bekannt machte.

Barsche so groß wie Delfine landeten in den Netzen, der Fisch war Massenware und Essen für die Armen. Bis die Europäer den Barsch wieder für sich entdeckten. Das brachte Fischern und Fabriken am Victoriasee gutes Geld. Es galt: Volle Kraft voraus. Die engmaschigen Netze holten immer mehr Barsche aus

dem Wasser, meist bevor diese laichen konnten. Und der Victoriabarsch drohte auszusterben. Ein wirtschaftliches Desaster für die ganze Region drohte. Rund um den See schlossen die Hälfte

Strenge Kontrollen durch die Armee

der 36 Fischfabriken ihre Tore, Tausende Arbeiter wurden entlassen. Die Regierungen der Anrainerstaaten suchten nach Lösungen. Und Uganda fand 2017 seine. Nachdem Vorschriften für

Mindestfanggrößen vor allem an Korruption und Geldgier gescheitert waren, entschied die Regierung sich für drastische Gesetze, Vorschriften und vor allem strenge Kontrollen durch die Armee. Was für Generationen von Fischern frei und offen gewesen war, bekam plötzlich Grenzen und Strafen. Bootsgroßen und Netzmaschen wurden vorgeschrieben, Steuermarken und Nummernschilder waren Pflicht, Quittungen für das Fanggerät mussten vorgezeigt werden, dazu Fanglizenzen. Um die Vorschriften zu erfüllen, brauchte es vor allem Geld. Wer Glück hatte, konnte wie Naigagas Ehemann bei Bootseignern anheuern. Doch die meisten Fischer von Lolwe sind auf sich gestellt. Sie fahren auf eigene Rechnung hinaus, weit auf den See in ihren kleinen Booten. Illegal.

Für Naigaga sind nur noch die Netze der Fischer interessant, die sie flickt. Einen Victoriabarsch kann sie sich nicht mehr leisten, obwohl die Tiere vor ihrer Haustür leben. Maisbrot muss reichen. Naigaga hofft, dass ihre Kinder Maurer oder Mechaniker werden – wenn sie überhaupt auf der Insel bleiben, Hauptsache keine Fischer. Der Victoriasee ist für Naigaga vor allem eins: ein Grab. Es gibt Hoffnung zumindest für die Kinder der Insel: Die deutschen NGO „People United for Care, PUC-Africa e. V.“ unterstützt die Shadrob Junior School auf Lolwe Island seit 2023. Derzeit baut sie Klassenräume für die Jüngsten, die Nursery Section (www.puc-africa.de)

Patrick Witte



Links: Illegale Ausbeute für Ashraf Bon sind vier Victoriabarsche. Rechts: Dr. Daniel Ocan im Gesundheitszentrum von Lolwe

FOTOS: SACHA MUNIANG (6)



Der Fisch wird von den Frauen zum Trocknen gebracht und für wenig Geld verkauft